

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Karlsruher Stadt- und Landbote. 1842-1847 1843

91 (21.11.1843)

Nr. 91.

21. November.

1843.

An sämtliche Ortsvorgesetzten:

Nro. 18762. Das Nummeriren des Brodes durch die Bäcker betreffend.

Wenn in Wirthshäusern des Bezirks das Brod besichtigt und oft als nicht gehörig ausgebacken oder zu leicht befunden wird, so kann nicht wohl ermittelt werden, welcher Bäcker dasselbe gebacken hat, da der Verfertiger desselben in Abrede ziehet, so ferne dasselbe einem Label zu unterwerfen ist, es sey aus seiner Gewerbstube gekommen.

Um nun eine genauere Controle führen zu können, haben die Vorgesetzten den Bäckermeistern sogleich zu eröffnen:

Jeder derselben habe bei Vermeidung einer Strafe von 1 fl. 30 kr. für den Uebertretungsfall auf jeden Laib Brod jeder Größe die Nummer zu setzen, die er nach einer Uebereinkunft mit den übrigen Bäckermeistern des Orts erhalten hat; dem Ortsvorstand ist die Anzeige zu machen, welche Nummer jeder Bäcker erhalten hat.

Karlsruhe, den 29. Oktober 1843.

Großherzogliches Land-Amt.

v. Fischer.

Welschneureuth. (Landamt Karlsruhe.)
(Fahrnißversteigerung.) Die Wittwe
und Geschwister des verstorbenen Bürgers und
Tabakfabrikanten Karl Wilhelm Schneider
zu Welschneureuth lassen der Erbtheilung wegen
Donnerstag den 16. November d. J.
Vormittags 9 Uhr

in der Wohnung des Verstorbenen sämtliche
fabricirte, bedeutende Tabakvorräthe nebst Roh-
waaren und Fabrikgeräthschaften, Tabakschneide-
und Spinnmaschinen, Werkbänke u., sodann
sämmliche Mannskleidungen, sechs Stück Fas mit
eingeschlagenen Zwetschgen, sechs kleine Fässer
und 42 Stück geschnittenes, tannenes Bauholz
öffentlich gegen baare Bezahlung versteigern,
wozu die Liebhaber eingeladen werden.

Karlsruhe, den 8. November 1843.

Großherzogl. Landamtsrevisorat.
Rheinländer.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Das Nadelbüchchen.

(Schluß von Seite 362.)

Schon nach wenigen Tagen ging ich nachdenk-
lich durch das Dorf. Das Wetter war mild
und vor vielen Häusern saßen die Bewohner auf
ihren Bänken und genossen den lieblichen Abend.

Vor einer der hübschesten Rohrhütten saß auch
neben ihrer Mutter ein Mädchen — ein Mäd-
chen, wie ich früher und später noch keines ge-
sehen habe. Die griechische Abkunft war an
der herrlichen Linie, welche ihre Stirne mit der
Nase bildete, nicht zu verkennen, dabei besaß sie
aber auch das Auge und das Füßchen einer
Französin, den üppigen Wuchs einer Italienerin
und den unwiderstehlichen gutmüthigen Zug um
den Mund einer Deutschen. Ich würde sie nicht
bemerkt haben, hätte mir die Mutter nicht einen
freundlichen „guten Abend“ geboten, aber dieser
Abend war für mich ein Morgen vieler herrli-
cher Tage. Ich trat zu den Frauen, sprach mit
ihnen, setzte mich dann zu ihnen auf die Bank,
und ich glaube wahrhaftig, ich süße noch auf
der kleinen Bank in Torok-Betse, hätte die Mut-
ter nicht gesagt: Jetzt komm, Katharine, der Ne-
bel fällt sehr stark und es wird schon spät. Sie
verzeihen, sprach sie zu mir gewandt, und ging,
dann mit der Tochter in's Haus. Ich weiß
nicht was ich antwortete, allein das weiß
ich, daß ich noch eine Glockenstunde auf der
Bank sitzen blieb, aber genau auf das Plätzchen
hinarückte, wo Katharina gesessen hatte, daß ich
nicht das Mindeste von dem giftigen Nebel ver-
spürte, und daß es mir einmal vorkam, als ob
sich das Fenster mir öffnete und eine süße Stimme
mir noch eine gute Nacht zuflüsterte.

Ich zählte damals achtundzwanzig Jahre und hatte ein leicht verwundbares Herz. Ich glaube, ich wäre in Belse selbst in ein häßliches Mädchen bloß aus Langeweile verliebt geworden, und nun gar eine solche Schönheit! — Ich suchte Eintritt in's Haus und fand ihn ohne Schwierigkeit; Katharina war fröhlich und äußerst gutmüthig, sie gestand mir, daß sie mich lieb habe, und bald wandelten sich die Hütten für mich in Paläste, die Sumpfvögel sangen mir wie Nachtigallen, ich fand die Wassermelonen delikate, und die lehmigen Gassen hinderten mich nicht, täglich wenigstens viermal vor dem Hause vorüber zu gehen, um einen Blick von Katharinen zu erhaschen. Ich glaube, wenn das gute Kind darauf gedrungen hätte, ich würde sie damals vom Flecke weg geheirathet haben, allein mein Schutzgeist hat mich vor der Ehe auch in den gefährvollsten Lagen bewahrt.

So lebten wir selig wie die Engel in der Anschauung, zwei Monate vergingen in dieser Seligkeit, aber plötzlich tönte mir der Ruf zum Aufbruche und zur Rückkehr nach Wien. Man erlasse mir, den Abschied zu beschreiben. Wir schwuren uns Liebe über die Ewigkeit, wir lagen einander in den Armen, wir weinten Beide die bittersten Thränen. Ich schenkte Katharinen zum Andenken ein kleines goldenes Nadelbüschchen, ein theueres Erbtheil meiner verstorbenen Mutter. Noch einen Kuß, einen langen, seelenvollen Kuß, Katharine fiel bewußtlos in die Arme ihrer Mutter, und mit mir rollte der Wagen fort.

Im ersten Jahre drängten sich die Briefe von beiden Seiten, jeder war zu kurz, jeder blieb zu lange aus. Im zweiten bemerkte ich erst, daß Katharine in der Orthographie doch nicht gar fest sei, im dritten schrieben wir uns jeden Monat einmal, im vierten alle Viertelsjahre, endlich blieben die Briefe gar aus, und nur manchmal tauchte die Erinnerung an jene Zeit, gleich einer Sternschnuppe auf, verschwand aber auch, wie diese gleich wieder. In zwei Jahren brachte mir ein Kornlieferant einen Gruß von Katharinen und nahm wieder einen von mir an sie zurück.

Im Jahre 1816 erfuhr ich durch einen Wiesseburger Fruchthändler, den ich, als er sich wegen Getreide-Einkauf nach Belse begab, bat, sich um Katharinen zu erkundigen, das gute Mädchen sei gestorben. Diese Nachricht ergriff mich tief, ich schrieb an die Mutter, um Gewißheit zu erlangen, es war wirklich so. Die Jungfrau war hinüber gegangen.

Ich muß gestehen, daß ich nun öfter an sie dachte, als früher, da sie noch am Leben war, und daß es mir oft ein herzinniges Vergnügen machte, mich in Gedanken in jene Zeit zu ver-

setzen, wo mir das Mädchen ein unwirthbares Land zum Eden umschuf.

Im Karneval des Jahres 1820 besuchte ich die Redoute. Ich war erst ein paar Mal den vollgepfropften Saal auf und ab gegangen, als zwei Frauenmasken vor mir stehen blieben und mich einige Augenblicke starr ansahen. Sie waren als Zauberinnen gekleidet.

„Warum betrachtet Ihr mich so fest,“ fragte ich sie, „gefall' ich Euch vielleicht?“

„Nicht im mindesten,“ erwiderte die Eine, ohne ihre Stimme zu verstellen, aber in einem etwas fremdartigen Dialekte. „Nicht im mindesten. Wie sollte uns auch ein Eidbrüchiger gefallen?“

„Eidbrüchig? ich?“ antwortete ich lächelnd und hatte bereits die Maske unter den Arm gefaßt, und war mit ihr weiter gegangen. „Ich schwöre nicht gerne, und wenn ich ein Wort gebe, auch ohne Eid, so halte ich es.“

Die Maske lachte so laut auf, daß Alles um uns stuzte.

„Hast Du dieses Wort auch gehalten,“ fragte mich die Zauberin, drückte mir schnell ein Papier in die Hand, und indem ich meinen Arm aus dem ihrigen zog, um das Billet zu öffnen und zu lesen, war sie mit ihrer Freundin im Gewühle verschwunden.

Ich öffnete und sah meine Schriftzüge, es war ein abgerissenes Stück eines Briefes, welches nur die Worte enthielt: „im Leben und im Tode der Deinige“ und darunter meine Namensunterschrift. Ich konnte mich wirklich im Augenblicke nicht bestimmen, an wen ich diese Worte geschrieben haben mochte; denn — aufrichtig gestanden, ich mochte diese Endphrase wohl schon öfters gebraucht haben, allein eben dadurch wurde mir dieses Abenteuer noch interessanter. Ich hielt keiner anderweitigen Intrigue von Masken mehr Stich, und suchte nur meine beiden Zauberinnen auf, die ich unter der gedrängten Menge erst in einer Stunde wieder fand.

Ich klammerte mich an sie, führte sie in die sogenannte Seufzerallee, wir setzten uns in eine Wandvertiefung und hier versuchte ich nun alles Mögliche, um zu erfahren, wer die Masken seien. Es sprach immer nur die Eine, von der Andern vernahm ich kein Sterbenswort. Die Rednerin sprach artig, angenehm, mitunter auch witzig, ich konnte aber aus Allem, was sie sagte, auch nicht die kleinste Vermuthung ziehen. Ja sie schienen vielmehr mich ausholen zu wollen, statt sich zu selbst verrathen. Lange waren wir so gefesselt, und ich war noch immer so klug wie zuvor, als die räthselhafte Maske aufstand und mich bat, sie jetzt zu verlassen, da sie noch mit mehreren Bekannten zu sprechen habe. „Nein,“ rief ich aus, „ich verlasse Dich nicht mehr, ich folge Dir auf dem Fuße, ich muß erfahren, wer

Du bist, und sollte ich auch zu Fuße dem Wagen nachlaufen, der Dich nach Hause bringt.“

„Sei diskret,“ antwortete die Zauberin, mir mit dem Finger drohend, „ich will es auch seyn. Wenn Du mich jetzt allein lässest, so verspreche ich Dir, mich um fünf Uhr früh wieder hier an demselben Platze einzufinden. Wir gehen dann zusammen zur Garderobe. Ich lege dort die Larve ab, hole meinen Mantel und Du sollst sehen wer ich bin. Damit Du aber überzeugt bist, daß ich Wort halte, so gebe ich Dir hier einstweilen ein Pfand, das ich bei Gott nicht gerne zurücklassen würde. Sie griff in ihren Busen, nahm etwas heraus, drückte es mir in die Hand und sprang fort. Ich schaute, es war — ja es war dasselbe Nadelbüchchen, welches ich im Jahre 1809 Katharinen zum Abschiede gegeben hatte.

Ich stand staunend und ein unheimliches Gefühl presste meine Brust. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher mir die Maske das Rendezvous gegeben, und sah schon eine Stunde früher an der bezeichneten Stelle.

Die Masken erschienen richtig, wie sie es versprochen hatten. Die Eine fasste mich am Arme und sprach: „Komm mit uns zur Garderobe, Deine Neugierde soll befriedigt werden.“ Wir gingen zur Damengarderobe, welche damals im kleinen Redouten-Saale gerade unter dem Orchester bestand und nur einen Eingang hatte, welcher zugleich auch der einzige Ausgang war. Ich setzte mich hart vor demselben nieder und die Damen gingen hinein, um sich zu demaskiren und ihre Mäntel zu holen.

Ich wartete mit der größten Ungebuld, ich sah jeder aus der Garderobe kommenden Dame in's Gesicht, musterte ihre Kleidung, meine Zauberinnen erschienen nicht. Eine halbe Stunde verfloß, eine ganze, sie erschienen nicht. — Ich wollte mich näher zur Garderobe drängen, um hinein zu schauen. Der wachhabende ungarische Grenadier wies mich mit den Worten zurück: „Nur da, Mannsbild!“ — Der Saal wurde nach und nach leer. Man fing schon an, die Lichter auszulöschen. Meine Masken erschienen nicht. Endlich trat auch die Garderobiere aus der Garderobe, und schloß die Thüre derselben. Es befand sich keine Maske mehr darin, meine Zauberinnen waren verschwunden und ich habe seitdem nie mehr etwas von ihnen gehört.

Die Reise einer Königin.

(Nach E. Guinot.)

An einem kalten und regnerischen Apriltage des Jahres 1791 konnte man auf der Straße, welche von Lons-le-Saulnier nach Besançon führt, eine vier-spännige Post-Chaise gewahren, in welcher sich zwei Frauen befanden. Die Eine,

groß, schön, von zierlicher Haltung und mit einem Gesicht voller Adel, nahm allein den Fond des Wagens ein; ihr gegenüber saß eine andere junge Person, deren Toilette und Haltung ein Kammermädchen oder Gesellschafts-Fräulein verriethen.

„Wie viel ist's an der Zeit?“ fragte die Gebieterin ihre Zofe. — „Vier Uhr.“ — „Wir werden Besançon wohl heute nicht erreichen — wie langsam sind doch diese Postillons!“ — „Der Weg ist abscheulich!“ — „Fatale Verzögerung! — Dacht' ich's doch, daß mir meine Nerven wieder irgend einen schlimmen Streich spielen würden! Aber nicht genug, daß ich, unpäßlich und unfähig die Reise fortzusetzen, drei lange Tage in diesem Lons-le-Saulnier aufgehalten wurde — um den Leidenskelch bis auf die Reige zu leeren, muß ich Unglückliche, die ich der Eile so dringend bedarf, auch noch von der Post so schlecht berathen werden: fast glaub' ich, daß man an jedem Relais eigens für uns die schlechtesten Pferde auswählt.“ — „Und doch möcht' ich glauben, daß unser Verfolger die Fahrt noch viel zu schnell findet.“ — „Was? Der junge Mann ist noch nicht verschwunden?“ — „Im Gegentheil: er befindet sich in einer geringen Entfernung von der Berline; nicht einen Zoll läßt er sich vom Terrain streitig machen — ein tapferer Cavalier!“ — „Der Mensch muß nichts zu thun haben, wenn er sich in einem solchen Wetter zu einem Spazierritt von sieben bis acht Lieues entschließen kann.“ — „Oder sehr verliebt seyn Madame!“ — „Er ist ein Narr, sonst würde er einer Frau nicht nachjagen, die er nur oberflächlich gesehen, an die er noch kein einziges Wort gerichtet hat.“ — „Ein Beweis vielmehr, daß in dieser Provinz noch einige schöne Ueberreste alter Ritterlichkeit anzutreffen sind. Unsere galanten Pariser und Versailler Herrchen werden sich wohl hüten, in einem solchen Wagen, und auf einem solchen Wege zum Halsbrechen, einer Dame nachzuggaloppiren, wie dieser ritterliche Provinzler — so weit lassen sie sich von ihrer Leidenschaft nicht fortreißen. Nur in Fadaisen und Intriguen suchen sie ihres Gleichen.“ — „Und sie haben Recht! Was kann dieser Cavalier beim schönen Spiel gewinnen? Höchstens einen Catarrh oder Schnupfen.“ — „Der arme, junge Mensch!“ — „Er dauert Dich, Susanne?“ — „Du scheinst in seine Geheimnisse eingeweiht zu seyn.“ — „Kennen Sie mich so wenig, Madame, um dergleichen Muthmaßungen Raum zu geben? Der Chevalier —“ — „Ei, der junge Mann ist Chevalier?“ — „Habe ich's Ihnen denn nicht schon gesagt? Haben Sie nicht selbst die Unterschrift des Briefes gesehen, den er an Sie zu schreiben wagte, und den Sie doch durchgelesen, bevor Sie ihn zerrissen? Des Maillettes ist sein Name — einer der Bekanntesten in der ganzen

Provinz!" — "Welch eine schmeichelhafte Eröberung!" — "Er sah Sie, als Sie in den Gasthof von Louvè-le-Saulnier eintraten; sah Sie, so oft Sie sich am Fenster zeigten, Sie sehen und lieben war Eins. Was wollen Sie, Madame? Noch gibt es Herzen, welche für die Liebe empfänglich sind; Sie dürfen daher weder staunen, noch dem Chevalier darum zürnen, daß er so schnell Feuer gefangen." — "Du warst doch wenigstens so discret, ihm nicht zu sagen, wer ich bin? Du weißt, daß mich wichtige Gründe zwingen, auf dieser Reise das strengste Incognito zu bewahren, und daß ich eben deshalb sowohl die Begleitung des Herzogs von S., wie die des Marquis von A. und Anderer meiner treuen Ergebenen abgelehnt habe." — "Seien Sie unbesorgt Madame, er weiß davon eben so wenig wie jeder Andere — gleichwohl ist's nicht seine Schuld, denn an allerlei Fragen hat er's nicht fehlen lassen. Wie aller Welt, ertheilte ich auch dem Chevalier den Bescheid, daß Sie Frau von Poyné heißen und zu Ihrem Vergnügen reisen. Das schien ihm aber nicht zu genügen und er trieb seine Neugier so weit, daß er eine Börse voller Goldstücke klingen ließ, in der Hoffnung, mich durch diese Musik gesprächiger zu machen. Als er aber bemerkte, wie sein Anerbieten mein Artgefühl verletzete und wie unantastbar meine Discretion sei, legte er sich auf allerlei Conjecturen. Ohne Zweifel — murmelte er vor sich hin — eine vornehme Dame, welche vor dem drohenden Gewitter, das über Frankreich heraufzieht, in der Flucht Sicherheit sucht. Ich werde sie bis ans Ende der Welt verfolgen!" — "Der hirnlose Mensch wird mich sicher noch compromittiren." Man war indes am nächsten Relais angelangt und hielt einige Augenblicke an, um die Pferde zu wechseln.

Nach einer kurzen Pause nahm Susanna den Faden der Unterhaltung wieder auf. "Da ist er," sagte sie; "der arme Chevalier! Mit welcher Selbstverachtung er sich bis auf die Haut durchnässen läßt!" — "Es regnet noch immer fort!" entgegnete Frau von Poyné, und zog jetzt den einen Handschuh aus, um mit einer blendend weißen und von Diamanten strahlenden Hand ihr in Unordnung gerathenes, blondes Haar und einige verschobene Hutsalten zu ordnen und hierauf trotz des Regens ihren Kopf ein wenig außerhalb des geöffneten Wagenfensters sichtbar werden zu lassen. — "Wo sind wir jetzt?" fragte die schöne Reisende den Postillon. — "In Baur." — "Wie heißt die nächste Station?" — "Jougne." — "Ein hübscher Ort?" — "Das sollt' ich meinen: ein Ort von 5000 Seelen und dem Gasthof "zum silbernen Löwen," in welchem man wie in einem Pallast logirt." — "Vortreflich!"

In diesem kurzen Zwiegespräch galten die Worte dem Postillon und die Blicke dem Reiter, denn Frau von Poyné war nicht unbarmherzig. Nachdem dieser Akt der Barmherzigkeit beendet war, zog sie den Kopf zurück und schloß das Wagenfenster. — "Werden Madame in Jougne übernachten?" fragte Susanne. — "In keinem Fall! Du weißt, daß ich morgen früh in Besançon seyn muß, wir werden daher die Nacht zur Reise zur Hülfe nehmen müssen und im "silbernen Löwen," in welchem man wie in einem Pallast logirt, nur ein Abendbrod zu uns nehmen. Freilich recht schlimm für den Chevalier!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Ein Literat, welcher in dem Ruße stand, kein Geld und kein Vermögen zu haben, starb dieser Tage in Folge einer Erkältung, die er sich bei Anfertigung eines Gedichtes zugezogen hatte und hinterließ folgende Begebenstände, als: 500 Pfund — Makulatur, 20 Schilling, die er von seinem Schulmeister in seiner frohen Jugendzeit richtig empfangen zu haben bescheinigt, eine bedeutende Menagerie, die er selbst aus Holz geschnitten hatte, einen Hund, auf den er Zeit Lebens gewesen. Diese und andere nützliche Fahrnisse werden demnächst an den Meistbietenden verkauft.

— In Aschantie, auf der Goldküste Guinda's gehören sämtliche unverheiratete Frauenzimmer dem Könige und werden von diesem gegen einen ihren Vorzügen entsprechenden Preis an ihre schwächenden Bewerber verkauft. Daß der König, der nach dem Gesetze 333 Weiber haben darf, die schönsten für sich behält, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung.

— Es forderte Jemand in einem Kaffeehause ein Glas Wasser. Der Marqueur, der ihn falsch verstanden, brachte ein Glas Wein. "Nun, das lob' ich mir," sagte der Gast, den Irrthum bemerkend, "anderswo machen sie's beinahe umgekehrt."

— Ein Studentlein von den untern Klassen überlegte in einem öffentlichen Examen die Stelle: „Romulus erant primus conditor urbis Romae“ folgendermaßen: Romulus war der erste Zuckerbäcker in der Stadt Rom.

— In Ulm hatte ein Bierwirth, um seine Gäste anzulocken, eine Tafel an sein Haus gehängt worauf die Worte standen: Hier schenkt man volles Maas und läßt den Schaum stets ablaufen." — Einsender dieses wünscht, daß, wenn auch keine solche Tafeln hier heraus hängen, man doch in manchem Bier- und Caffeehaus ein gleiches Verfahren beobachten möge, damit die Gäste für ihr gutes Geld auch gutes Maas erhalten.

— Im Münchener Tageblatt lesen wir folgendes Bittschreiben, das auch anderwärts Berücksichtigung finden dürfte. Bei gegenwärtig finstern und langen Nächten erfucht man den Titl. Herrn städtischen Beleuchtungs-Ampeln-Füller u., die "Ampeln," welche für die Theaterstraße bestimmt sind, Seiner gnädigsten Berücksichtigung empfohlen seyn zu lassen, damit selbe nicht um halb sieben Uhr Abends angezündet — um halb acht Uhr wegen Ueberfluß an Unschlitt- resp. Füllungs-Mangel, des blaffen Todes erbleichen, und man im buchstäblichen Sinne des Wortes die Faust vor den Augen nicht mehr sehen kann. — Man sollte glauben, daß für die beleuchtliche Steuer, welche die Hauseigenthümer für diese Verfinsterungs-Anstalt leisten müssen, auf den kaiserlichen Laternenschimmer doch wenigstens bis zehn Uhr mit Recht Anspruch gemacht werden könne.